



&

Jürgen Drews
Wendelins Traum

Roman

buch & media

JÜRGEN DREWS, 1933 in Berlin geboren, studierte Medizin, habilitierte sich und wurde Professor für Innere Medizin in Heidelberg und Molekulare Genetik in New Jersey, USA. Von 1970 bis 1998 leitete er die weltweite Forschung und Entwicklung großer international tätiger Pharma-Firmen, zuletzt als Mitglied der Konzernleitung bei Hoffmann-La Roche. Er ist heute freiberuflich tätig und lebt in der Nähe von München und im Tessin. 2004 erhielt er den Beckmann-Preis der American Laboratory Association für bedeutende Beiträge zur Arzneimittelforschung. Drews veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Artikel und ist Autor und Herausgeber vieler Fachbücher, z. B. »In Quest of

Tomorrow's Medicines« (Springer, New York, 2000). Daneben publizierte er mehrere Romane, u. a. »El Mundo oder die Leugnung der Vergänglichkeit« (2003), »Menschengedenken« (2005), »Der Spiegelmord im Mörderspiel« (2006), »Wie wir den Krieg gewannen« (2007), »Jahresringe« (2008), »Der verschwundene Pianist« (2009), »Unter der Himmelsuhr« (2010) sowie Erzählungen und Gedichtbände.

Jürgen Drews
Wendelins Traum

Roman

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter
www.buchmedia.de

Februar 2012
© 2012 Buch&media GmbH, München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Printed in Germany · ISBN 978-3-86520-436-3

Inhalt

Prolog: Ärzte hoffen auf ein Wunder

ERSTER TEIL

- 1 Ein Unfall führt in eine andere Welt
- 2 Wolfgang Wendelin begegnet dem Tod
- 3 Monsignore Kastenbauer
- 4 Josef von Arimathia
- 5 Abschiede
- 6 Eine Reise nach Berlin
- 7 Der Unsinn der Offenbarung und der liebe Augustinus
- 8 Ungeziefer
- 9 Das Teltower Gymnasium
- 10 Wendelin und seine Freunde
- 11 Erzählen macht müde
- 12 Sybille
- 13 Wendelin lernt die Liebe kennen
- 14 Die Jenaer Seele

ZWEITER TEIL

- 15 In Bischof Kaulbachs Diensten
- 16 Sybille geht
- 17 Ecclesia semper reformanda?
- 18 In der Psychiatrie
- 19 Jochen Andres stellt die Weichen
- 20 Nicht in dieser Welt
- 21 Wendelin fasst einen Entschluss
- 22 Was er will, soll er auch dürfen

DRITTER TEIL

- 23 Haben nun alle, was sie wollen?
 - 24 Jochen Andres verschläft eine Revolution
 - 25 Wendelin schreibt einen Weihnachtsbrief
 - 26 Eigentliches und Uneigentliches
 - 27 Stulp bekommt Besuch und eine Einladung
 - 28 Wendelins Diaspora
 - 29 Wendelin und die Pessimisten
 - 30 Der Besuch der älteren Herren
 - 31 Wendelin eckt an und muss sich verändern
 - 32 Ein Philosoph hat ausgedient
 - 33 Das Klassentreffen
 - 34 Jung und Alt und die späte Antwort auf eine Frage
 - 35 Wendelin verläuft sich in der Vergangenheit
- Epilog: Das Wunder wird bestätigt

Prolog

ÄRZTE HOFFEN AUF EIN WUNDER

Durch Sonnenblenden gefiltertes Licht fiel in ein sparsam möbliertes, aber reichlich mit medizinischen Geräten ausgestattetes Krankenzimmer. Auf dem einzigen Bett lag eine große, schlanke Gestalt, nur mit einem Laken bedeckt. Bei näherem Hinsehen erkannte man einen älteren Mann, der offenbar schlief. Die rötlich-blonden Haare waren über der linken Schädelhälfte vor geraumer Zeit abrasiert worden, danach aber wieder gewachsen, wenn auch nicht zu ihrer ursprünglichen Fülle und Länge. Herztätigkeit und Atmung des Patienten wurden durch Elektroden, die man an seinem Brustkorb befestigt hatte, fortlaufend überwacht und auf einem Bildschirm sichtbar gemacht. In der Luftröhre steckte eine gebogene Kanüle, durch die der Patient mithilfe eines Gerätes künstlich beatmet wurde. Links von seinem Bett befand sich ein Ständer mit Plastikflaschen. Aus einem dieser Behälter rann eine klare wässrige Flüssigkeit durch einen dünnen Schlauch in die Armvene des Bewusstlosen. Zwei Ärzte, der eine jung, dunkelhaarig und etwas angespannt wirkend, der andere schon älter, mit bereits

stark ergrautem Haar, standen sich an den Seiten des Bettes gegenüber. Der jüngere Arzt schien den älteren Kollegen über den Zustand des bewusstlosen Mannes zu informieren. Zur Bekräftigung seiner Aussagen reichte er ihm von Zeit zu Zeit ein Dokument oder ein Röntgenbild über das Bett. Der Ältere legte die geprüften Unterlagen auf einen am Fußende des Bettes platzierten Stuhl. Zwischendurch fiel sein Blick auf eine elektrische Uhr mit Datumsanzeige, die an der Wand neben dem Fenster befestigt war. Dieses Gerät zeigte das Datum vom sechsten Juni 1993.

»Wie lange liegt er jetzt schon hier?«, fragte der ältere Arzt.

»Fast auf den Tag genau ein Jahr«, lautete die rasche und ein wenig beflissen klingende Antwort.

»Und verändert hat sich nichts«, stellte der Ältere fest, nachdem er den Worten seines jüngeren Kollegen eine Zeit lang zugehört und dabei die Befunde angesehen hatte, die ihm zugereicht wurden.

»Bis auf die Tatsache, dass die Hirnstromkurve sich seit drei Wochen weiter verschlechtert hat. Bis dahin konnte man über der rechten Hirnhälfte immer noch Potenziale ableiten, langsame Wellen freilich, ähnlich denen, die man in einem Schlaf-EEG findet.«

»Und jetzt?«

»Wir sehen eine Nulllinie, die nur noch selten von uncharakteristischen Ausschlägen unterbrochen wird.«

»Kreislauf und Nierenfunktion sind stabil«, resümierte der Ältere und fügte hinzu: »Wenn wir nur wüssten, ob während eines solchen Komas noch Bewusstseinsreste aktiv sind.«

»In den ersten Monaten hätte das vielleicht der Fall sein können, jedenfalls ist es nicht auszuschließen«, sagte der Jüngere. »Bis dahin hat er ja auch noch spontan geatmet,

und es waren auch immer wieder einmal Hirnströme messbar. Aber damit ist es nun wohl vorbei.«

»Was tun wir?«

»Der Patient hat eine Verfügung hinterlassen. Danach möchte er nicht künstlich am Leben erhalten werden, wenn keine Aussicht mehr auf eine Wiederherstellung besteht.«

»Also?«

»Die Geräte abstellen.«

Der Ältere nickte. »Ich verstehe das schon, aber schauen Sie ihn doch einmal an, er sieht aus wie ein Schlafender. Ruhig und entspannt, dazu die gute Gesichtsfarbe. Wer ihn so sieht, von dem Trachealtubus einmal abgesehen, würde sich nicht wundern, wenn er plötzlich die Augen aufschlüge und ein paar Worte sagte.«

Sie schwiegen beide. Eine Zeit lang hörte man nur die ruhige Tätigkeit des Atemgeräts. Ein - aus, ein - aus, sechzehn Mal in der Minute.

»Warten wir noch ein paar Tage«, sagte der Ältere.

»Aber worauf?«, fragte sein jüngerer Kollege.

»Auf ein Wunder.«

ERSTER TEIL



1

—

EIN UNFALL FÜHRT IN EINE ANDERE WELT

Man sollte beim Autofahren nicht ins Träumen oder ins Erinnern geraten. Unter bestimmten Bedingungen werden Träume zu einer tödlichen Falle. Jedenfalls endete mein Traum von Freiheit und Weite, zu dem mich ein Streifen tiefblauen Himmels verführte, der zwischen den sich zueinander neigenden grünen Baumwipfeln einer brandenburgischen Allee aufleuchtete, am mächtigen Stamm eines alten Kastanienbaumes, an dem mein lächerliches kleines Auto zerschellte wie ein rohes Ei, das man zu Boden fallen lässt. An den Augenblick des Aufpralls erinnere ich mich nicht. Danach aber umgaben mich Helligkeit, Schwerelosigkeit und Stille sowie ein merkwürdiges Gefühl von Leere, und dann durfte ich mein turbulentes Ende noch einmal aus der Entfernung miterleben. Es vollzog sich in einer langsamen, an filmisches Zeitlupentempo erinnernden Abfolge von Bewegungen, die schließlich damit endeten, dass die Trümmer meines in tausend Stücke zersprungenen Opel Kadetts in weitem Umkreis herumlagen und der Körper, den ich ein Leben lang

beseelt hatte, zusammengekrümmt wie ein Embryo vor dem Baumstamm zu liegen kam und sich noch im Tode an das aus der Lenksäule gerissene Steuerrad krallte. Dennoch zweifelte ich zu Anfang. War ich wirklich tot? Oder war dieser sich noch einige Male wiederholende Ablauf eines Filmstreifens ein Beweis dafür, dass noch Leben in meinem Körper steckte und dass mir die Bilder, die ich sah, von den Resten meines schnell schwindenden Bewusstseins vorgespielt wurden?

Doch die Bilder verblassten, verschwanden schließlich ganz und hinterließen das bereits erwähnte Gefühl der Leere bei erhaltenem oder wieder erwachtem Bewusstsein - wer will das entscheiden? Das Gefühl, zu einem Körper zu gehören, ging bald verloren, meine Existenz beschränkte sich zunehmend auf Gedanken, Erinnerungen und auf Fragen, die sich aus meinem irdischen Lebenswandel ergeben hatten, aber bisher unbeantwortet geblieben waren. Ich wurde zu einem Geist meiner selbst. Dass es trotz der Einsamkeit, die ich empfand, neben dem meinen noch andere Geister geben musste, spürte ich daran, dass gelegentlich fremde Ideen und Bilder in die mir aus Wolfgang Wendelins Leben vertrauten Vorstellungen einbrachen. Es war ein Gefühl, als ob Radiosender auf nahe beieinander liegenden Frequenzen sich für Augenblicke überlagerten und den Sinn der von ihnen übermittelten Botschaften schlagartig in Unsinn verwandelten. Jedenfalls war es keine angenehme Empfindung, und ich wich solchen zu fremden Existenzen gehörenden Kraftfeldern aus, so schnell ich konnte, und beschränkte mich darauf, über das eben zu Ende gegangene Leben nachzudenken. Hatte ich meine Aufgabe erfüllt? Hatte ich Wolfgang Wendelin, der jetzt irgendwo da unten lag, noch immer neben dem Baum oder in einer Notfallambulanz, im Krankenhaus, auf einer

Intensivstation oder bereits auf dem Friedhof, gut durch sein Leben geführt?

Ich erwähnte bereits, dass mein Gefühl für den Körper, den ich beseelt hatte, mir bald nach meinem Übertritt ins Jenseits vollständig abhandengekommen war. Dieser Verlust trug zu dem Gefühl der Verlorenheit bei, das mich jetzt plagt. Aber hat dieser Zustand nicht auch sein Gutes? Endlich bin ich da, wo ich immer hinwollte. Jetzt würde ich hinter das Geheimnis kommen, das Wolfgang sein ganzes Leben lang beschäftigt hat. Hunderte von Menschen habe ich während meines Daseins als katholischer Geistlicher auf dem letzten Stück ihres Weges begleitet, habe ihnen zugehört, ihnen die Hand gehalten, ihnen zugeredet, Trost gespendet, soweit ich dazu imstande war, aber nie konnte ich einen Blick hinter das Tor werfen, das sich im Augenblick ihres Todes für sie öffnete und sofort wieder schloss. Jetzt hat sich das Tor für mich selbst geöffnet und geschlossen.

Erst hier im Jenseits, von dem ich zuletzt angenommen hatte, dass es gar nicht existiert, von diesem Ort aus, an dem ich mich nun gegen alle Erwartungen wiederfinde, könnte ich die Unabhängigkeit gewinnen, die ich brauche, um Wolfgangs Leben, also auch das seiner Familie und Freunde, vielleicht sogar seine Zeit, mit dem nötigen Abstand zu beschreiben und damit ein Maß für meine eigene Rolle als Wendelins Seele zu gewinnen. Der Versuch, eine Lebensspanne, mithin einen nach subjektiven Maßstäben langen Zeitraum zu beschreiben, sollte meine erste Aufgabe sein, auch wenn ich mir sagen muss, dass diese Zeitspanne in den Kategorien des Jenseits nicht mehr sein kann als ein Wimpernschlag. Alles andere, was es noch zu entdecken gäbe, sollte warten oder nur da zu Wort kommen, wo es die Geschichte von Wolfgangs Leben ergänzt oder – so stelle ich mir das am Beginn dieser großen

Arbeit vor – konterkariert, ohne von ihr abzulenken. Woran ich denke? Nun, wer hat während seines Lebens auf der Erde nicht von Menschen erfahren, die lange vor ihm lebten und starben und von denen ein solcher Zauber ausgegangen war, dass er oder sie viel dafür gegeben hätte, ihnen zu begegnen, und sei es nur für ein paar Minuten. Diese Art Neugier bezieht sich auch auf den einen oder anderen Zeitgenossen, der irgendwann starb oder noch sterben wird und zu dem wir auf der Erde nie Zugang fanden. Vielleicht, so denke ich, würde ich an diesem Ort, an dem die Unterschiede von Raum und Zeit nicht mehr gelten, Gelegenheit finden, große Dichter und Musiker, Religionsstifter und Philosophen, Feldherren oder Politiker kennenzulernen.

Mit dieser vielleicht existierenden Möglichkeit will ich gleichwohl vorsichtig umgehen, um mein Hauptanliegen nicht zu gefährden. Kehren wir also zurück zu Wolfgang, meinem Schützling, dessen Leben ich mit den feineren Qualitäten des Gefühls und des Verstandes ausstatten durfte und mit dessen Körper ich nach den anfänglichen Schwierigkeiten, die dem Säuglings- und Kleinkindalter zuzuordnen sind, zu einer Einheit verschmolz – einer Einheit, die erst vor Kurzem wieder zerfiel.

An seine Kindheit hat Wolfgang sich erst erinnert, als er schon in die Jahre gekommen war. Wir werden gegen Ende dieser Erzählung auf diese Erinnerungen zurückkommen. Ich, seine Seele, will meine Erzählung von Wolfgangs Leben da beginnen lassen, wo er zum ersten Mal begriff, dass sein Leben wie das aller anderen Geschöpfe einen Anfang und ein Ende hat. Während aber der Anfang für immer im Nebel des Unbewussten bleibt und aus diesem Grund kaum Anlass zu biografischen Nachforschungen oder gar Erörterungen bietet, wird der Gedanke an sein eigenes unausweichliches

Ende für einen Heranwachsenden irgendwann zu einer Beunruhigung, die ihn erst im Augenblick seines Todes wieder verlässt. Der Tag oder die Stunde, in der ein Kind zum ersten Mal begreift, dass auch sein Leben einmal zu Ende sein wird, bezeichnet den Zeitpunkt, an dem sein Körper und seine Seele eine gemeinsame Identität herstellen. Hier also wird das Leben eines Menschen zu einem eigenen, unverwechselbaren Schicksal. Und hier soll meine Geschichte beginnen.

WOLFGANG WENDELIN BEGEGNET DEM TOD

Es herrschte Krieg. Soldaten starben an den Fronten, auf den Ozeanen und in der Luft. Zivilisten, Frauen, Kinder und ältere Menschen kamen im Bombenhagel um, der die Städte heimsuchte. In Lager gesperrte Verfolgte gingen an Hunger und Elend zugrunde, wenn nicht an Schlimmerem. Die kindliche Seele nahm von diesen Dingen, soweit sie überhaupt mitgeteilt wurden, nur in Ausschnitten Notiz.

Eines Tages aber trat der Tod nahe an dieses Kind heran. Ich sollte genau sein, denn wir Jenseitigen verfügen über eine enzyklopädische, nichts verschweigende Erinnerung. Es war also der 17. Januar 1943, abends gegen 20 Uhr, als die Royal Air Force bei einem schweren Luftangriff auf Berlin einen neuen Typ von Sprengbomben einsetzte, Luftminen genannt, die keine große Tiefenwirkung entfalteten, aber eine enorme Sprengwirkung nach den Seiten ausübten. Damals wurde die bescheidene Wohnung, die meine Eltern mit meinem Bruder Sebastian und mir bewohnten, weitgehend zerstört. Schlimmer jedoch: Bei dem Angriff kamen auch Menschen ums Leben, die ich kannte und lieb

gewonnen hatte. Unter den Toten, die am späten Abend dieses Tages zu beklagen waren, befand sich ein Spielgefährte, mit dem ich viele meiner schulfreien Stunden verbracht hatte. Seine Eltern hatten ihn nicht zeitig genug in den Luftschutzkeller gebracht, was sicher daran lag, dass Fritzchen Tausendschön ein etwas verträumtes und daher auch verträdeltes Kind war. Die Familie befand sich erst im Treppenhaus einer mehrstöckigen Mietskaserne, als eine der erwähnten Bomben in unmittelbarer Nähe einschlug, das Kind mit seiner gewaltigen Druckwelle erfasste, gegen eine Wand schleuderte und dadurch sofort tötete. Nun also hatte der Tod, der uns Kinder trotz seiner Allgegenwart noch nicht direkt betroffen hatte, sich eines von uns geholt. Eine Zeit lang geisterte dieser Tod durch unser Leben. In der Schule wurde Fritzchens gedacht, seine Eltern begruben ihn auf einem nahe gelegenen Friedhof, seine Schulkameraden, darunter auch mein jüngerer Bruder Sebastian und ich, standen an seinem Grab und mussten zum ersten Mal in ihrem Leben ansehen, wie Erwachsene die Fassung verlieren und weinen.

Auf den Ämtern, die wir zusammen mit unseren Eltern besuchten, um unseren Anspruch auf eine Ersatzwohnung geltend zu machen, in den Läden, in denen wir gegen Abschnitte unserer Lebensmittelkarten das Nötigste erstanden - überall sprach man von dem entsetzlichen Krieg, dem nun bereits Kinder zum Opfer fielen, und meinte damit auch unseren Freund Fritzchen. Natürlich wollte ich, damals neun Jahre alt, wissen, was nun aus Fritzchen werden würde. Käme er in den Himmel, wie meine Religionslehrerin, eine trotz der schlechten Ernährungslage immer noch rundliche ältere Dame, die unabhängig von der Jahreszeit knöchelhohe Stiefelchen und Strickkleider in gedämpften Farben trug, mir versicherte? Oder lagen die

Dinge komplizierter? Musste ich mich von der Vorstellung trennen, Fritzchen noch einmal in seiner wahren körperlichen Gestalt zu begegnen, und mich damit trösten, dass seine Seele weiterleben würde, unter etwas vagen Umständen zwar, aber, nach Auskunft meiner Mutter, in einem Land, in dem es keinen Krieg, keinen Tod, keine Krankheit und keine Schmerzen, überhaupt, so hörte ich auf meine insistierenden Fragen, nichts Schlechtes mehr gab?

Würden Sebastian und ich, wenn uns eine Bombe tötete, auch dorthin kommen und unsere Freundschaft mit Fritzchen erneuern können? Der Gedanke, als Seele ganz allein in den Himmel zu kommen, wo ich niemanden kannte, außer meiner Oma, von der ich annahm, dass sie inzwischen durchs Fegefeuer hindurch und glücklich im Himmel angelangt sei, war mit sehr unangenehm. Dann wäre es doch besser, wenn uns alle zusammen eine Bombe träfe und wir uns sofort im Himmel wiederfänden. Meine Eltern, besonders meine katholische Mutter, gaben sich alle Mühe, mir die letzten Dinge, die wir nach unserem Tode zu erwarten hätten, begreiflich zu machen. Doch so genau, das schloss ich aus den mütterlichen Darstellungen, schien sie es auch nicht zu wissen. Einmal sagte sie, wir Kinder kämen gleich in den Himmel, die Älteren indes müssten sich, bevor sie diesen Schritt tun durften, einem Purgatorium unterziehen. Der deutsche Name für diese Aufnahmeformalität sei Fegefeuer, doch ich solle mir das nicht so bildlich vorstellen. Es sei ein Vorgang, der eher einer Gerichtsverhandlung oder einer Prüfung gleiche, bei der festgestellt würde, welche Bußen und Strafen noch zu bestehen seien, bevor eine Seele hinreichend frei von Sünden werde. Erst dann dürfe sie in den Himmel aufgenommen werden. Im Religionsunterricht bei Fräulein Rösler hatte ich gelernt, dass Jesus am Ende der Welt zu uns

auf die Erde kommen und ein letztes Gericht halten würde. Auch in dieser Ankündigung sah ich einen Widerspruch zu den Versicherungen, dass mein Freund Fritz jetzt bereits im Himmel sei. Verwirrung also, Verwirrung und Unbehagen – in dieser kurzen Formel kann ich die Empfindungen zusammenfassen, die mich damals bedrängten.

Meine Mutter hatte andere Sorgen, als meine eschatologischen Fragen zu beantworten. »Das alles wirst du viel besser verstehen, wenn du älter wirst«, prophezeite sie. Schon während des Unterrichts zur Kommunion würde ich lernen, wie das, was uns die Kirche anböte, zu verstehen sei. »Du musst nur ein wenig Geduld haben.«

Nun, Geduld war schon damals nicht meine Stärke. Sie hat mir Zeit meines irdischen Lebens gefehlt und ist mir erst jetzt in der gleichförmigen und zeitlosen Welt zuteil geworden, in der meine Seele sich nach meinem irdischen Ende aufhalten darf. Hätte ich gewusst, dass ich im irdischen Leben keine Antwort auf die vielen Fragen finden würde, die mich bedrängten, nachdem Fritzchen Tausendschön sich am 17. Januar 1943 auf und davon gemacht hatte, dann wäre meine Berufswahl sicher anders ausgefallen. Doch ich hoffte, durch inständiges Nachdenken, durch das Studium der großen Theologen und Philosophen, die sich über meine und ähnliche Fragen Gedanken gemacht hatten, sowie durch göttliche Gnade schließlich in den Zustand des Wissens versetzt zu werden. Demgemäß beschloss ich bereits im Kindesalter, Theologie zu studieren. Den ersten Anstoß zu dieser Entscheidung gab zweifellos Fritzchens frühes Ende. Aber es vergingen noch fast zwei Jahre, bis ich meinen Plan auch anderen mitteilte, meinen Eltern zuerst. Meine Mutter reagierte auf meine Ankündigung mit gerührter Zustimmung. Mein Vater, der auf seinem letzten Kurzurlaub vor dem Ende des Krieges und

vor seinem eigenen Ende von meiner Absicht erfuhr, meinte, dass derartig früh geäußerte Berufswünsche nur selten unverändert bestehen blieben. Er sei gespannt, was mir als Nächstes einfallen würde.

Doch da hatte er sich getäuscht. Nicht nur blieb ich meinem Vorhaben, Theologie zu studieren, treu, ich strebte auch ins Priesteramt, denn ich ahnte bereits, dass ich Antworten auf meine Fragen nicht finden würde, solange ich nicht eine Möglichkeit entdeckte, alle Widersprüche und Wissenslücken zu überbrücken. Und diese Möglichkeit, so vermutete ich, lag in dem, was man gemeinhin Glauben nennt.

Mein Vater fiel in den letzten Kriegstagen bei den Kämpfen um die Selower Höhen. Zum zweiten Mal, jetzt aber noch bedrohlicher und eindringlicher als beim gewaltsamen Ende meines Freundes Fritzchen Tausendschön, lehrte mich der Tod das Fürchten. Die Nachricht vom Ende des Unteroffiziers Frank Wendelin erreichte uns in Bayern, wohin wir nach der Zerstörung unserer Berliner Wohnung gezogen waren, weil mein Vater damit rechnete, dass die Rote Armee Berlin erobern würde und er uns die von dieser Seite zu erwartenden und dann ja auch verübten Gräuelpunke unbedingter ersparen wollte. Außerdem war Bayern katholisch, was für meine aus Freising stammende Mutter der entscheidende Grund war, eine Wohngelegenheit in Bernried am Starnberger See anderen Möglichkeiten vorzuziehen, obwohl einige andere Städte, etwa das thüringische Eisenach, uns unter schulischen Gesichtspunkten bessere Möglichkeiten geboten hätten als Bernried.

Mein Vater war also tot. Ich erfuhr es, als ich am 18. Mai 1945 - der Krieg war offiziell seit zehn Tagen zu Ende - aus der Schule kam und die kleine Küche betrat, in der meine Mutter uns das Mittagessen zubereitete. An diesem Tag trug

sie entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit ein schwarzes Kleid, schwarze Strümpfe und Schuhe. Auch hatte sie ihr schönes braunes Haar, das sich in seiner welligen Beschaffenheit ein Leben lang anmutig um ihr etwas grobknochiges Gesicht schmiegte, straff nach hinten gerafft und in einem fast großmütterlich zu nennenden Dutt zusammengebunden. Alles an ihr war mit einem Mal schwarz und streng.

»Ich muss mit dir sprechen, Wolfgang«, sagte sie zur Begrüßung und wies auf einen der klobigen Stühle, die den kleinen Küchentisch umstanden. Natürlich wusste ich sofort, was geschehen war. Ich spürte, wie sich etwas in meiner Magengrube zusammenzog. Mein Kopf wurde leicht, schwarze und weiße Flecken tanzten plötzlich in meinem Blickfeld, als liefe zwischen uns beiden der Vorspann eines Stummfilms ab. Mit knapper Not erreichte ich den Stuhl und ließ meinen Kopf auf die Tischplatte fallen. »Ich weiß«, soll ich noch gesagt haben, dann wurde es dunkel um mich. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Sofa unseres Wohn- und Schlafzimmers gleich neben der Küche und sah in das bleiche Gesicht meiner Mutter, das sich langsam gegen den nur verschwommen wahrgenommenen Hintergrund der bäuerlich eingerichteten Wohnstube abzeichnete.

»Mein armer Bub«, flüsterte sie leise, während ihr Tränen in die Augen stiegen, »du musst nun ohne ihn aufwachsen.«

Ja, das musste ich, so viel begriff ich. Aber wo war er? Merkwürdig, dass ich bei dieser Frage nicht an sein Grab dachte, das wir später, viel später, in Selow besuchen durften, sondern an ihn selbst, an seine blauen Augen, die buschigen blonden Brauen, das kräftige Kinn, an seine Stimme und an die ruhige, immer ein wenig nachdenklich wirkende Geste, mit der er mir manchmal übers Haar strich. Diese Berührung, dachte ich, als ich mich auf dem

schäbigen, altmodischen Sofa von meiner Ohnmacht erholte, diese fast verschämte Zärtlichkeit, in der so viel Liebe steckte, aber auch ein wenig Zweifel, aufgewogen freilich durch seine Zuversicht, dass ich schon schaffen würde, was immer ich in Angriff nähme, die würde ich vermissen. Woran hatte er gedacht, wenn er mir mit seiner großen warmen Hand übers Haar fuhr? Wo lagen seine Bedenken, woher kam die Zuversicht, die ich dennoch spürte? Ich würde es nie erfahren, nie. Dieses »Nie« wurde mir in dieser Zeit zu einem furchtbaren Wort, einer zugeschlagenen Tür, hinter der nun alles lag, was gewesen war und nicht mehr sein würde, einem erratischen Block, der meinen Weg versperrte, einer bis ins Firmament reichenden Mauer, die mich von allen Seiten umschloss. Das konnte doch nicht sein. Es musste doch einen Ausweg geben. Wieder fing ich an zu fragen, wollte wissen, warum das geschehen musste, wo ich ihn doch noch brauchte, ganz zu schweigen von Sebastian, der ja jünger war als ich selbst. Auf dieses »Warum« und auf die besondere Bewandtnis, die es mit dem »Tod fürs Vaterland« auf sich hatte, auf den meine Mutter sich immer wieder bezog oder mit dem sie sich herausredete, will ich später zurückkommen.

MONSIGNORE KASTENBAUER

Wohin also gehen die Menschen, die uns verlassen und deren Überreste wir auf Friedhöfen oder in Krematorien deponieren? Wohin war der Unteroffizier Frank Wendelin, mein Vater, gegangen? Dieser persönliche Aspekt einer viel allgemeineren Frage beschäftigte mich besonders. Wo konnte ich ihn, der kurz vor Kriegsende auf den Selower Höhen den »Heldentod« gestorben war, suchen, ihn vielleicht sogar finden? Meine sehr katholische, Grübeleien allerdings wenig zugeneigte Mutter hatte auf meine Fragen die unterschiedlichsten Antworten, die sich in meiner Fantasie nicht zu einem Ganzen fügen wollten.

»Dein Vater ist für sein Vaterland gefallen. Er hat bis zum Ende seine Pflicht getan und ist jetzt im Himmel, von wo er auf uns hinunterschaut«, sagte sie während eines Spaziergangs, den wir bei schönstem Frühsommerwetter auf dem Parkgelände der Benediktinerabtei in Bernried unternahmen. Unwillkürlich sah ich hinauf in den Himmel, der in bayerischem Weiß-Blau glänzte, und wollte in den vorüberziehenden Wolken das Gesicht meines Vaters

erkennen. Nein, das konnte nicht sein. Dort oben zogen Wolken und über den Wolken verdünnte sich die Luft zur Stratosphäre und darüber lag die Troposphäre, bis das All anfing, sich endlos zu dehnen. Wo, bitte schön, sollte da der Aufenthalt für die Toten sein, für Fritzchen Tausendschön und für meinen Vater?

»Du darfst dir den Himmel nicht als irdischen Ort vorstellen«, versuchte meine Mutter mir zu erklären. »Es ist nur ein Wort, das etwas besagen will.«

»Aber was?«, wollte ich wissen.

»Ewigkeit«, gab sie zur Antwort. »Das Wort Himmel steht für die Ewigkeit, für einen Ort, an dem die Seelen der Toten aufgehoben sind, bis sie alle am Jüngsten Tag wieder erweckt werden. Dann wird der Herr Gericht halten über Gerechte und Ungerechte.«

Jetzt hatte meine Mutter mir bereits vier endzeitliche Begriffe angeboten, die untereinander keine Beziehung aufzuweisen schienen: Himmel, Ewigkeit, Jüngster Tag und das Gericht, das am Ende der Welt gehalten werden soll. Und was kam danach? Warum sollten die Seelen erst am Jüngsten Tag wieder aufgeweckt werden, wenn sie doch bereits oder immer noch lebten?

Wir kamen nicht weiter, das heißt, ich kam immerhin zu dem Schluss, dass meine Mutter es eben auch nicht so genau wusste, wo wir unseren Vater suchen und vielleicht finden könnten.

»Bei Gott ist er«, meinte sie schließlich in einem Ton, der sich nach »Basta!« anhörte. Dabei kamen ihr die Tränen, die sie mit einem kleinen zerknüllten Taschentuch abtupfen musste, um mir gegenüber nicht das Ausmaß ihrer eigenen Fassungslosigkeit zu offenbaren. Mein armes Mütterlein, denke ich, wenn ich mich an diese schwere Zeit erinnere.

Der Geistliche in der schönen Benediktinerabtei, zu dem ich einmal in der Woche in den Religionsunterricht ging, um mich zusammen mit anderen Kindern auf die heilige Kommunion vorzubereiten, half mir da schon ein wenig weiter als meine Mutter. Allerdings tat er das nicht im Kreise der übrigen Eleven, die unter seiner Ägide mit den zehn Geboten, dem Glaubensbekenntnis und den Sakramenten unserer heiligen Kirche vertraut werden sollten. Monsignore Kastenbauer, so hieß dieser liebenswürdige ältere Mann, war ein wenig korpulent und hatte lebhaft gerötete Wangen, die mir allerdings nicht als Zeichen von Gesundheit, sondern eher als dessen Gegenteil erschienen. Später erfuhr ich, dass er an einem chronischen Herzleiden laborierte. Dazu passte auch eine gewisse Kurzatmigkeit, die immer dann in Erscheinung trat, wenn er ein paar Treppenstufen steigen musste oder sich anderweitig körperlich anstrengte, etwa durch das Hochheben eines Stuhls.

Sein augenfälligstes körperliches Merkmal war ein dichter silberner Haarschopf, den er mittels eines kleinen Taschenkamms, den er stets bei sich trug, alle halbe Stunde einmal striegelte. Monsignore Kastenbauer sprach zu uns auch über die sogenannten letzten Dinge, ganz so, wie es unsere Kirche damals vorschrieb. Zu mir aber, als ich ihn eines Nachmittags bat, mir doch einige Fragen zu beantworten, sagte er etwas ganz anderes.

Wir saßen in dem Klassenraum, in dem soeben der Religionsunterricht stattgefunden hatte. Durch die Fenster schimmerte der Starnberger See zu uns herein. Draußen zwitscherten die Vögel. Man hörte ihren Gesang deutlich, nachdem Monsignore die Fenster geöffnet hatte, was er gern nach dem Unterricht tat, um den »Mief«, wie er es nannte, nach draußen zu lassen. Ich hatte durch den von

Monsignore erteilten Unterricht, mehr noch aber durch die erstarrte Religiosität meiner Mutter begonnen, mir ein Bild von der Kultur meiner Kirche zu machen, wenn ich diesen durchaus positiv besetzten Begriff im Zusammenhang mit den kirchlichen Beschränktheiten überhaupt gebrauchen darf. Ich meine nämlich ihre Unbeweglichkeit, den fehlenden Mut, sich kritischen Fragen der Zeit zu stellen, die Angst der Kirche vor dem Neuen, die ihre Vertreter wohl selbst empfanden und die sie auf Jüngere übertrugen. Mir war auch bewusst geworden, wie leicht man durch allzu forsches und respektloses Fragen Tabus verletzen und dadurch in Misskredit geraten kann. Ich war also einerseits von Schüchternheit, andererseits von brennender Neugier erfüllt, als ich Monsignore um wenige Minuten seiner Zeit bat: Ich hätte einige Fragen, die mich sehr beschäftigten.

Zunächst reagierte der Geistliche überrascht auf meinen Vorstoß. »Darüber haben wir doch schon ausführlich gesprochen«, sagte er, ging dann aber, als er merkte, wie ernst es mir war, recht willig auf meinen Wunsch ein, Näheres über die Unsterblichkeit der Seele zu erfahren. Er hatte bereits Anstalten gemacht, den Klassenraum zu verlassen. Jetzt legte er die Bibel, aus der er uns regelmäßig vorlas, und sein Schlüsselbund zurück auf das Pult und nahm erneut in dem Lehnstuhl Platz, in dem er auch während des Unterrichts saß. Mit einer Handbewegung bedeutete er mir, einen Stuhl an seine Seite zu ziehen und mich neben ihn zu setzen.

»Mein Vater«, begann ich, und bei diesen Worten stiegen mir bereits Tränen in die Augen.

»Ich weiß, Wolfgang, deine Mutter hat mir davon erzählt.«

Ich sah Monsignore von der Seite an. »Aber wo ist er jetzt«, fragte ich mit dünner Stimme, »wo kann ich ihn suchen?«

»Du hast deinen Vater sehr geliebt?«, fragte Monsignore teilnehmend, und als ich unter Tränen nickte, meinte er: »Ich verstehe, er wird dir jetzt sehr fehlen.«

Ich aber wollte, nachdem ich etwas Mut gefasst hatte, wissen, wo er sei, ob er nach seinem Tod in irgendeiner Form weiterlebe. »Meine Mutter spricht vom Himmel«, sagte ich, »von der Ewigkeit und davon, dass seine Seele unsterblich sei. Aber wenn sie lebt, die Seele, warum kann ich nicht mit ihr reden? Ich hätte so viele Fragen an meinen Vater.«

Monsignore betrachtete mich aus freundlichen, etwas wässrigen Augen, zog den Taschenkamm aus einer Tasche seines priesterlichen Habits und fuhr sich damit durch sein Silberhaar. Dann steckte er den Kamm wieder ein, nicht ohne vorher geprüft zu haben, ob sich darin Haare befanden.

»Zunächst einmal zur Unsterblichkeit«, sagte er. »Du darfst dir die Seele nicht vorstellen wie ein Abbild des Körpers, in dem sie wohnte. Was ist das eigentlich, die Seele?«, fragte er, als er eine Antwort erwartete, doch es handelte sich, wie ich gleich darauf erfuhr, um eine rhetorische Frage. »Die Seele umfasst das Denken eines Menschen, seine Empfindungen, seine Vorlieben und Abneigungen, alles das, was uns im Leben als ›die Persönlichkeit‹ begegnet. Einverstanden?«

So etwas hatte ich mir bereits gedacht, aber ich hätte es nicht so schön sagen können wie der Geistliche. »Ja, das verstehe ich.«

»Gut«, sagte Monsignore, »aber das ist noch nicht alles. Die Seele umfasst auch den Glauben, wenn er denn vorhanden ist, die Hoffnung auf ein Weiterleben und ...«, er legte eine kleine Pause ein, »die Liebe. Erinnerst du dich an den schönen Vers? Wir haben ihn neulich gelesen. Glaube,